

Soroca, die Hauptstadt der Postmoderne.

Von Andrzej Stasiuk

Im Sommer letzten Jahres verbrachte ich zwei Wochen in der Moldawischen Republik. Moldawien ist etwas kleiner als die Schweiz und liegt im Osten des Kontinents, zwischen Rumänien und die Ukraine gequetscht. Moldawien ist das ärmste Land in Europa. Es entstand 1991 nach dem Fall der Sowjetunion. Es gibt dort fast keine Industrie und auch keine bedeutenden Bodenschätze. Die gesamte Energie und die Rohstoffe werden importiert. Das ganze Land besteht aus sanften grünen Hügeln. Riesige Maisfelder, Sonnenblumenplantagen und Weinberge – so sieht die eintönige Landschaft aus. Die Mehrheit der Bevölkerung praktiziert eine Art Autarkie. Sie trinken ihren eigenen Wein und essen, was ihnen die – übrigens sehr fruchtbare Erde – schenkt. In manchen Dörfern gibt es keinen einzigen Laden, aus dem einfachen Grund, weil die Menschen kein Geld haben. Man verwendet dort einfach kein Bargeld. Das typische Bild im Spätsommer sind Marktstände in den Städten, wo man Einweckgläser, Plastikbehälter in den verschiedensten Grössen und Formen sowie hölzerne Fässer erwerben kann – Moldawien rüstet sich für den Winter. Alles, was in Gemüse- und Obstgärten, was auf den Feldern herangezüchtet wurde, wird jetzt konserviert, eingeweckt, pasteurisiert, eingesalzen, mariniert und wandert dann in den Keller. So kann Moldawien den Winter überstehen.

Die Moldawier sind melancholisch, gutmütig und resigniert. Sie können nicht begreifen, was mit ihrer alten Welt, mit den Zeiten passiert ist, in denen Moldawien eine der wohlhabendsten Republiken der Sowjetunion war und ihr Wein von Leningrad bis Wladiwostok getrunken wurde. Jetzt müssen ihn die Moldawier alleine trinken und sind vermutlich nur deshalb noch nicht völlig der Verzweiflung anheimgefallen.

Ich reiste von Süden nach Norden und sah überall dasselbe. In Bussen, Städten, Mietwagen und Kneipen hörte ich das postsowjetische Trauerlied. Diese Trauer steckte in allem, in den Gesichtern, den Häusern, den Städten. Die Dörfer erinnerten an Lagerstätten aus Beton. Das frühere Imperium bestand vor allem aus Elend und Hässlichkeit der Form. Dies muss auf die Seelen übergegangen sein und sie mit Eintönigkeit und Langeweile vergiftet haben. Man verlässt sein Haus und sieht genau dasselbe Haus, dasselbe Leben beim Nachbarn. Man besucht das Nachbardorf, und auch dort ist nichts anders. Man fährt in die Stadt, und

diese erweist sich als eine grössere Version vom Dorf, seine urbane Karikatur. Wenn Leute meinen Rucksack bemerkten und einen Touristen in mir erkannten, fragten sie verwundert: Wo- zu bist du hierhergekommen? Bei uns gibt es doch gar nichts.

Als ich sie fragte, wohin es sich denn lohnt zu fahren, um etwas zu sehen, zuckten sie ratlos mit den Schultern. Die Liste der Sehenswürdigkeiten Moldawiens ist im geografischen Atlas des Landes eine A4-Seite lang.

Endlich erreichte ich die Stadt Soroca im Norden des Landes. Sie liegt am hohen, steilen Dnjestr-Ufer. Auf der anderen Seite des Flusses fängt die Ukraine an. Auf den Hügeln über der Stadt fällt der Blick auf überraschend andere Formen als alles, was bisher in der eintönigen Landschaft Moldawiens zu sehen war. Es ist wie eine Halluzination – eine Fata Morgana des Orients, wie ein altertümliches Bagdad oder Kairo aus Tausendundeiner Nacht. Silberne Blechdächer, geformt zu bäuchigen Kuppeln, türmen sich übereinander, emporstrebende Türmchen, Erker, Dachterrassen, Säulengänge: filigrane Ornamentik, orientalisches Blechbarock, Fischschuppenglanz. Eine Mischung aus russisch-orthodoxer Kirche und arabischer Moschee, mit der Anmut von in der Wüste aufgeschlagenen Zelten und den Sindbad-Abenteuern. Dort wohnen die Zigeuner.

Die Zigeuner aus der Stadt Soroca trauern dem Kommunismus nicht nach. Sie sitzen auf der Terrasse der Kneipe, die sie selbst erbaut haben, trinken Cognac, essen Melonen und machen Geschäfte übers Handy. Neben der Kneipe befindet sich ein Internetcafé. «Wir haben es gebaut, um unsere Kinder im Auge zu behalten. Hier gibt es auch Drogen, Strassengewalt und so weiter», sagt Robert. «Bei den Zigeunern steht die Familie an erster Stelle. Andernfalls würden wir nicht überleben. Aber Weisse dürfen auch kommen.» Alle Plätze vor den acht Computern sind besetzt. Die Kinder von Soroca surfen im virtuellen Raum. Ihre Väter sitzen auf der Kneipenterrasse und machen reale Geschäfte.

Robert zeigt mir nun das Zigeunerviertel. Erst aus der Nähe betrachtet, erkennt man den Wahnsinn dieser Architektur, ihre absolute Freiheit und kindliche Fröhlichkeit. Das sind Träume, Täuschungen, Trugbilder von Häusern. Es sieht so aus, als ob ihr Bild im kollektiven Unbewussten dieses wandernden Volkes entstanden sei, das seit Ewigkeiten durch die Kontinente zieht und die Erinnerung an alles, was es gesehen hat, im Geiste

mitträgt. Nichts schränkt Formen und Linien ein, denn ihr einziger Sinn ist der Ausdruck. Sie drängen nach Befreiung, wollen sich im Raum manifestieren, ihre unendliche Vielfalt verlangt danach. Chinesische Pagode, englische Neogotik, in Eisen geschmiedete Jugendstilbalkone, maurische Bögen, dorische Säulen, Kreuzgänge, eine Orgie von Blechdächern, die an glitzernde Zuckerbäcker-Dekorationen erinnern, eine wunderbare Zügellosigkeit der Stile, Epochen, Länder und Kulturen. Nichts passt hier zusammen. Die einzelnen Elemente sind nur aus einer Laune heraus verbunden, einer ungezügelten Fantasie, die sich weder um Stil noch um Lächerlichkeit schert, die die ganze Kunst- und Architekturgeschichte verachtet, weil sie nichts von deren Existenz ahnt. Die Häuser sind riesig, pompös, mehrstöckig, schamlos in ihrer Prunksucht, Halsbrecherisch in ihrer Pracht. Jemand baut zum Beispiel eine verkleinerte Kopie des Moskauer Bolschoi-Theaters: Das Ganze steckt noch im Baugerüst, doch an der Spitze des Vordergiebels stecken bereits drei sich bäumende Rosse. Sie sehen aus wie aus irgendeinem Karussell entführt, und dies ist wahrscheinlich auch der Fall. Ein Stück weiter im Garten steht ein sechs Meter hoher Springbrunnen, gemeisselt aus weissem Stein, im Tropen-Rokoko, denn zu seinen Füßen ruht ein Krokodil von natürlicher Grösse, präzise nachgebildet, aus demselben Material. Drum herum machen sich Moldawier träge zu schaffen und glätten die Ränder dieses Wunders. Im Hof rauchen zwei Zigeunerinnen in langen roten Kleidern Zigaretten in goldenen Zigarettenspitzen und schälen Kartoffeln.

Ich habe dann Robert gefragt, wer das alles entworfen, wer sich das ausgedacht hat. «Wir», sagte er einfach. «Fantasie», ergänzte er kurz danach.

Die Zigeunerstadt Soroca am Dnjestr-Abhang gleicht einer Fata Morgana. Vor allem, wenn man gerade über ganz Moldawien gefahren ist, das an eine schläfrige grüne Wüste erinnert, in der nichts passiert. Die Zigeunerstadt Soroca sieht wie die Hauptstadt der Postmoderne aus, gebaut von einem Volk, das nie von diesem Wort gehört hat, von einem Volk, das keine eigene Geschichte hat, nur Märchen und Legenden, einem Volk, das zwar eine eigene Sprache hat, aber niemals die Schrift kannte und die Wechselfälle seines Schicksals nicht aufgezeichnet hat.

Übersetzt von Brigitta Helbig-Mischewski und Justina Mischewski